

Zeitschrift: Berner Schulfreund

Herausgeber: B. Bach

Band: 4 (1864)

Heft: 17

Artikel: Dichter des zweiten bernischen Lesebuchs [Fortsetzung folgt]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-675762>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Abonnementspreis:

Jährlich Fr. 3. —
Halbjährlich „ 1. 50

N^{ro} 17.

Einrückungsgebühr:

Die Zeile 10 Rp.
Sendungen franko.

Berner-Schulfreund.

1. September.

Vierter Jahrgang.

1864.

Dieses Blatt erscheint monatlich zweimal. Bestellungen nehmen alle Postämter an. In Bern die Expedition.  Alle Einsendungen sind an die Redaktion in Steffisburg zu adressiren.

Dichter des zweiten bernischen Lesebuchs.

2. Gottlieb Jakob Ruhn.

II. Ruhn's Werke. Neben seinen speziellen Amtsgeschäften entwickelte Ruhn eine nicht unbedeutende Thätigkeit als Dichter und Schriftsteller. In seinen Jugendjahren folgte er dem Zuge zur Poesie und neben manchem Volksliede, manchem Ruhreihen, manchem andern Gedichte, die aus seinem poetischen Gemüthe herausflossen, verfaßte er auch viele anziehende und lehrreiche Erzählungen und Schilderungen. Vom Gebiete der Dichtung lenkte er im Mannesalter seinen Blick mehr auf's öffentliche Leben, und wo er in socialen oder politischen Verhältnissen Mängel und Gebrechen entdeckte, da hielt er es für seine Pflicht, zur Steurung derselben sein Möglichstes beizutragen. So schrieb er mehrere kleinere Schriften, mit welchen er vor Unsitten warnte, zu einer christlichen Kindererziehung ermahnte, im Volke das confessionelle Bewußtsein zu wecken und Kenntniß der Geschichte seiner Kirche zu verbreiten suchte u. u. Mit letztern Bestrebungen betrat er das Gebiet der Kirchengeschichte, der er seine spätern Lebensjahre fast ausschließlich widmete, sich dabei aber innerhalb den Gränzen des engern Vaterlandes hielt, wie er überhaupt in seinen Schriften höchst selten den heimischen Boden verläßt. Bei all dieser Thätigkeit lebte in Ruhn auch noch der Dichter fort; doch waren die erotischen und anakreontischen Lieder vorüber, und seine Muse schlug die ernstesten Klänge des religiösen Gesanges an. — Stellen wir die Werke Ruhn's,

so weit sie uns nämlich bekannt sind, zusammen, so haben wir folgende Uebersicht:

I. Poesie.

1. Volkslieder und Gedichte. Erste Ausgabe. 1806.
2. Volkslieder. Zweite Ausgabe. 1819.
3. Schweizer-Kuhreihen und Volkslieder. (fehlt uns.)
4. Verschiedene Gedichte. In den „Alpenrosen.“ 1811—30.
5. Psalmen und Festgesänge. Manuscript. 1839.

II. Prosa.

1. Erzählungen und Schilderungen. In den „Alpenrosen“ 1811—30.
2. Kleinere anonyme Schriften: „Der Ailtgang“ 1822. „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ 1829. „Mein Volk, deine Leiter verführen dich!“ 1831. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ 1831. „Ueber die christliche Freiheit in der äußern Gottesverehrung.“ 1831.
3. „Was ist das Reformationsfest, das wir feiern wollen?“ 1828.
4. Die Reformatoren Berns im XVI. Jahrhundert. 1828.
5. Verschiedene kirchenhistorische Arbeiten. Manuscripte.

Kuhn's Poesieen, auf die wir nun zuerst etwas näher eingehen wollen, erschienen, wie aus obiger Uebersicht hervorgeht, in verschiedenen Sammlungen. Die erste von Kuhn besorgte Ausgabe „Volkslieder und Gedichte“ von 1806 wurde durch einen äußern Umstand veranlaßt, wie folgende Stelle der Vorrede zeigt: „Ohne jene bekannte unberufene Ausgabe meiner Volkslieder — sagt nämlich der Dichter — würde ich sicher meine Kindlein später, hoffentlich dann aber auch besser gezogen, der Welt vorgeführt haben. Nun aber sind es zum Theil nur wildgewachsene Jungen, die großer Nachsicht bedürfen, und denen freundliche Zucht außer dem Hause ihres Vaters wohl Noth sein mag.“ Diese Sammlung enthält 44 mundartliche Poesieen und 38 Gedichte in hochdeutscher Sprache; unter denselben rühren einige theils von Kuhns Bruder, theils von seinem Dichterfreunde Franz Weber her. — Die „Volkslieder“, als zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe, erschien 1819 und enthält bloß Gedichte im Dialekt (67 an der Zahl); alle hochdeutschen und auch 11 mundart-

liche Stücke der ersten Ausgabe sind hier weggelassen worden. Ueberdies haben fast alle der aus der ersten Sammlung in diese hinübergenommenen Gedichte mehr oder weniger Veränderungen erfahren; manches Stück wurde von Grund aus aufgelöst und neu zusammengesetzt, manches dagegen nur in einzelnen Wendungen und Ausdrücken verbessert. — Dieß sind die beiden Hauptsammlungen unseres Dichters. Einige Gedichte finden sich in den „Alpenrosen“ und sind nicht in jene Ausgaben übergegangen; natürlich besonders solche, welche erst nach 1819 erschienen. —

Ruhns Volkslieder fanden bald im Volke allgemeinen Anklang, weil sie dessen Sprache redeten und auf seine Verhältnisse eingiengen. Gewiß haben namentlich auch solche Lieder, in denen der Dichter speziell auf die Ereignisse und Zustände der damaligen Zeit eingieng, z. B. die Franzosenlieder, wenn ich sie so nennen darf, wie ferner der heitere fröhliche Ton und der gute Humor, die überall durchschlagen, wesentlich dazu beigetragen, sie im Volke beliebt zu machen. Allein schon frühe wurden die Volkslieder auch unfreundlich beurtheilt, und wie es scheint besonders von Solchen, welche sich an der Muttersprache derselben und auch daran ärgerten, daß der Pfarrer Ruhn solche Lieder singe und drucken lasse. So kam es denn, daß sich die Vorrede zur zweiten Ausgabe so ziemlich zu einem prologus galeatus gestaltete, in welchem sich der Dichter gegen seine Gegner vertheidigt. „Ob ich wohl daran thue — heißt es dort gleich im Anfang — diese zweite Ausgabe meiner Volkslieder in's Publikum treten zu lassen, weiß ich wahrlich selbst nicht zu entscheiden. Denn haben die Zeloten aller Art schon die erste Ausgabe verdammt und den Verfasser, trotz seiner damaligen Jugend, mit ihrem strengen Borngerichte verfolgt, was werden sie erst jetzt thun, wenn der Unverbesserliche, durch ihre liebevollen Hiebe nicht gewarnt, mit grauendem Haare noch einmal es wagt, mitten unter dem Volke so recht von Herzen fröhlich zu sein? Jemehr unter uns lichtscheue Frömmigkeit zur Mode wird, die immer nur mit gesenktem Kopfe über den Schaden Josephs winselt, ohne jedoch meines Wissens viel daran zu verbessern; desto weniger wird der Mann Gnade finden vor ihnen, der sein Haupt fröhlich empor hebt im Gefühle des Glückes, das er von Gott empfing, der hell und laut in die schöne Welt seine Freude ausjauchzt und sogar wollte,

daß Andere mit ihm jauchzten, weil er ebenso gerne Andere fröhlich macht, als er selbst gerne fröhlich ist.“ Das Urtheil sachkundiger Männer habe ihm den Glauben gegeben, daß er wenigstens in poetischer Hinsicht nichts Schlechtes gemacht habe; er selbst habe sich nie überzeugen können, daß er durch seine Volkslieder Gott oder verständige Menschen beleidigt oder die Würde seines Standes gefährdet habe. Uebrigens beruhige er sich mit dem Gedanken, daß er ja nicht den Menschen verantwortlich sei für sein Gemüth. Er übergiebt diese Ausgabe der Oeffentlichkeit mit dem herzlichsten Wunsche, seinen Mitmenschen hie und da eine fröhliche Stunde zu bereiten.

Neben diesen Stellen müssen wir noch auf die Auseinandersetzungen aufmerksam machen, welche Ruhn für diejenigen giebt, welche „allenfalls Lust und Beruf fühlen, das Büchlein als Kunsttrichter zu lesen.“ Der Dichter spricht sich nämlich über die Entstehungsart und den Zweck seiner Volkslieder folgendermaßen aus. „Mit reger Phantasie begabt und von Kind auf lebhafter Freund der Natur und ihrer Schönheiten, war es wohl kein Wunder, wenn ich in den herrlichen Gegenden am Thunersee, die ich eben im Augenblicke der lebendigsten Jugendkraft bewohnte, zu poetischen Versuchen geweckt wurde und eine ideale Welt mir schuf, die mit magischem Farbenglanz die Reize der umgebenden Wirklichkeit noch unendlich erhöhte. In dieser poetischen Stimmung hörte ich einmal von einem Freunde ein von ihm verfertigtes Liedchen in unserer Volkssprache singen, das mich durch seine Naivität und Wahrheit im Innersten ergriff. Ich hatte nicht Ruhe mehr, bis ich auch etwas dem Aehnliches hervorgebracht hatte, und der erste Versuch, das allbekannte: „*Bueb! mir wei uf d's Bergli tribe*“, gelang über meine Erwartung sowohl im Text als in der Musik, wie mir die Nührung des Volkes bewies, das oft mit Thränen das wehmüthige „*O Je!*“ am Ende jeder Strophe anhörte. Hieraus sah ich, daß durch solche Lieder in der eigenen Landessprache dem Volke wohlthätig beizukommen sei, wenn ihm nämlich, statt seiner gewöhnlichen Lieder und Sprüche, etwas Reineres und Besseres geboten würde. Nun kenne ich zwar eine Menge Lieder für's Volk, denen ich gerne größern Werth zugesteh, als die meinigen wohl haben. Allein ich weiß, wie schwer es hält, solche Lieder wirklich unter dem Volke in Gang zu bringen, zumal sie hochdeutsch und darum unserm

Volke weniger verständlich, auch nicht immer gerade für dieses Volk geschrieben sind. Ich glaubte demnach kein unverdienstliches Werk zu thun, wenn ich des Volksgesanges mich annähme und versuchte, Lieder, die ganz im Tone des Volkes und für dasselbe gedichtet wären, nach und nach demselben in die Hände zu bringen und dadurch manches abgeschmackte, elende oder gar sittenlose Lied zu verdrängen.

Bald aber fühlte ich auch, daß der Volkston, in dem solche Lieder geschrieben sein mußten, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollten, mich auf einen Abweg führen könnte, den ich billig vermeiden sollte. Leicht war es nämlich, indem ich von den Ansichten des Landvolkes ausgieng, in seine Verhältnisse eintrat und seine Sprache sang, die schmale Grenze der Bucht zu überspringen, und dann war nicht nur die Muse beleidigt, sondern mein Zweck selbst gieng verloren. Also gab ich mir die Aufgabe, zu versuchen, wie nahe ich an jene Gränze hinstreifen dürfte, ohne sie zu überschreiten: ich suchte das non plus ultra — und dichtete mein zweites Lied — den „*Schilter*.“ Ueber seinen poetischen Werth haben Andere längst günstig entschieden, über den moralischen bin ich bitter und unbillig angefochten worden, ohne mich jedoch bis jetzt überzeugen zu können, daß mir mit Fug und Recht etwas zur Schuld gemacht werden könne. Ich bin weit entfernt, die Unsitte des Kiltganges zu billigen: allein ich glaube, daß, wenn sie nicht zu vertilgen ist, nichts dabei verloren wird, wenn mein Lied anstatt der bisher üblichen dabei gesungen wird. Dennoch hätte ich dasselbe nicht von mir aus drucken lassen, wenn nicht eine bevorstehende Ausgabe ohne mein Mitwirken mich Unheil befürchten ließ und mich nöthigte, meine Lesart bekannt zu machen, um allen unsittlichen Verunstaltungen vorzubeugen.

Der unzweideutige Beifall, den auch dieser Versuch nicht nur vom Volke selbst, sondern selbst von gebildeten, sehr ehrbaren Leuten erhielt, schien mir mit Ja die Frage zu beantworten, ob ich fortfahren dürfe, Volkslieder zu dichten. — Ich dachte mich also in mancherlei Lagen des Landvolkes hinein und sang, was ich glaubte, daß für dieses Volk in diesen Lagen passend wäre und was das Volk etwa singen würde, wenn es seine Lieder selbst verfertigte. Auf diese und nicht auf andere Weise entstanden meine Liebes-, Hochzeit- und Wiegenlieder, und man giebt sich vergebliche Mühe, wenn man ihren

Ursprung in der Geschichte meines eigenen Lebens sucht. Man hat an meinen Dichtungen, sowohl an diesen Volksliedern, als an den Erzählungen in den Alpenrosen, so viel und zum Theil so sonderbar gedeutelt und überall mich darin finden wollen, daß ich mir dieses, um mancher Unannehmlichkeiten willen, die ich daher erfuhr, für die Zukunft wohl verbitten darf.

Sollen also meine Lieder Volkslieder sein, im Tone des Volkes für dasselbe gedichtet, so müssen sie auch einzig nach diesem Richtmaße beurtheilt werden. Als Volkslieder erfordern sie ihren eigenen Ton und ihre besondere Farbe. Es darf darin kein Mann aus den höhern, gebildeten Ständen, kein eleganter Stutzer aus der Stadt, kein Mädchen, sanft wie Mondschein und süß wie Nachtigallengesang auftreten; nur der natürliche Bauernjunge, das ungekünstelte Landmädchen müssen hier sprechen. Anders haben diese Lieder keinen poetischen Werth. Man hat sich aber an dem wahren Volkstone gestoßen; man hat gut gefunden, jedes solche Lied geradezu für einen Gassenhauer zu erklären und den Dichter derselben mit Hanswursten und Bänkelsängern in eine Klasse zu werfen; man hat von daher mich — zwar, — wie es bei solchen frommen Leuten immer Brauch war, — mehr hinter dem Rücken als in's Angesicht, aber doch so fühlbar angegriffen, daß ich mich gegen diese Unart wohl öffentlich vertheidigen darf.“ — Nachdem wir nun den Dichter über seine Dichtungen gehört haben, so wollen wir ihn in nächster Nummer durch dieselben reden lassen. — (Fortf. folgt.)

Vom Bildungswesen der Muhamedaner.

(Fortsetzung.)

Die höhern Lehranstalten oder Kollegien, welche die Elementarschulen als Vorbereitung benutzen, sind mit den größern Moscheen verbunden und befinden sich mit denselben gewöhnlich unter einem Dache, oder wenn auch, was aber seltener geschieht, für das Kollegium ein abgesondertes Gebäude bestimmt ist, so befindet sich doch in den Räumen desselben immer eine Halle, welche den Dienst einer Moschee versieht. Die Moschee ist gewöhnlich aus schön behauenen, massiven Steinen aufgebaut und umfaßt eine Anzahl Gemächer, die in Form eines Vierecks geordnet sind und welche inwendig von